


DIE ZEITSCHRIFT DER STRASSE

DAS BREMER STRASSENMAGAZIN
AUSGABE 66
WWW.ZEITSCHRIFT-DER-STRASSE.DE

2,50 EURO
1,30 € für den Verkäufer



AM DOBBEN

LEBEN AUF EINEM ANDEREN STERN

Ein Besuch in
einem Pflegeheim für
obdachlose Menschen

EIN GESCHÄFT FÜR FREUNDE

Özer Yildiz führt ein
kleines Reisebüro mit
eigenem Kulturclub

DAS GESETZ DER HEILUNG

Eine Annäherung
an die „Christliche
Wissenschaft“

KÜNDIGUNGEN UND ZIGARETTEN

Warum Radkuriere
auch bei schlechtem
Wetter glücklich sind

Text: Gunnar Bantz
Foto: Ann-Kathrin Just

Leben auf einem anderen Stern

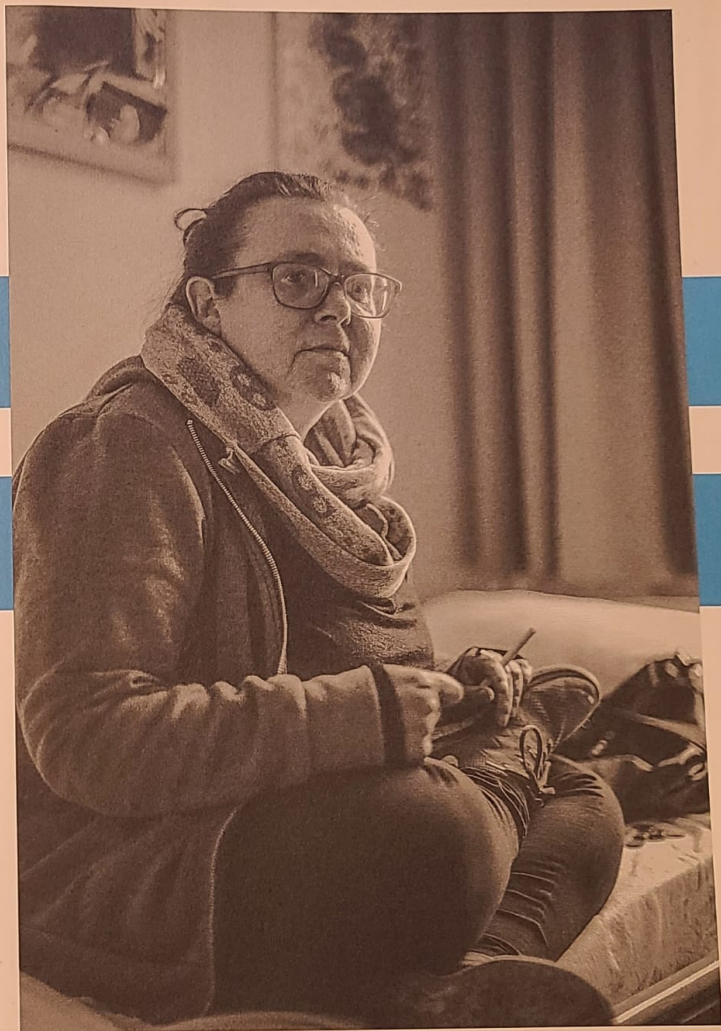
Im „Haus am Dobben“ werden obdachlose oder suchtkranke Menschen alt. Ein Besuch in einem Pflegeheim, das keine Seniorenresidenz ist

„Ich bin zu alt für die Sauferei“, sagt Stefan Hermann*, während er etwas gebeutelt auf seinem Bett sitzt. „Mir hat mein Körper in letzter Zeit mehr als nur Warnungen geschickt.“ Also will er aufhören. Denn er hat Angst – Angst, „ein echter Pflegefall“ zu werden. Doch darauf wären sie hier gut vorbereitet: Stefan Hermann wohnt im „Haus am Dobben“. Und das ist kein gewöhnliches Altenpflegeheim, sondern eines, das Menschen mit einem besonderen sozialen Hintergrund versorgt: Menschen mit Suchterkrankungen, psychischen Problemen oder Verwahrlosungstendenzen.

Besonders Alkohol und Heroin sind Wegbegleiter vieler BewohnerInnen. Das „Haus am Dobben“ bietet, unter der Trägerschaft von „Convivo“, diesen Menschen ein begleitetes Wohnen, häufig verbunden mit einem Methadonprogramm, um durch Substitution die Heroinabhängigkeit zu bekämpfen. Kalter Entzug wird hier weder ange-

strebt noch angeboten. „Jeder ist seines Glückes Schmied“, sagt Jens Cloppenburg, der seit eineinhalb Jahren die Pflegedienstleitung hat. Sie wollen niemanden zwingen aufzuhören, jeder ist dafür selbst verantwortlich. Nicht immer funktioniert das, und mancher, der in das Haus am Dobben zieht, will einfach nur näher an der Quelle leben.

Stefan Hermann legt Wert darauf, seine alltäglichen Dinge weiter selbst zu erledigen. So hat er eigene Küchenutensilien in seinem Zimmer, „um unabhängig zu sein“, etwa wenn Wurzelgemüse auf dem Speiseplan steht – „das möchte ich noch nie.“ Ansonsten habe die Küche im „Haus am Dobben“ sich aber einen Stern verdient, betont er. Hermann wohnt seit „mindestens zwei Jahren“ hier – ganz genau weiß er das nicht mehr. Für ihn laufen die Tage mittlerweile alle vorhersehbar und gleich ab. „Zuerst schmiere ich mir meine Brötchen, leg die in die Mikrowelle damit die ein bisschen frisch



Elisabeth Meyer* ist eine von nur zwei Frauen, die im „Haus am Dobben“ leben.

bleiben. Dann geh ich Flaschen sammeln, guck bei der Tüddelkiste vorbei und wenn ich zurück bin, gib'ts erst mal einen Kaffee und das obligatorischen Zigarillo“, sagt er. „Ohne Essen ist ok, ohne Tabak nicht.“ Um den zu finanzieren, geht er Flaschen sammeln, denn er hat nur zehn bis fünfzehn Euro Taschengeld in der Woche. „Das ist für Raucher ein Witz – aber ich habe es selbst verbockt.“ Mit „Tüddelkiste“ meint Hermann übrigens eine der vielen Boxen im Viertel, die Menschen auf die Straße stellen, gefüllt mit Dingen zum Verschenken. Es scheint sich für ihn zu lohnen – sein gesamtes Zimmer ist voll mit Bildern, Büchern, Filmen und Figuren, die die VorbesitzerInnen nicht mehr

haben wollten. „Aber ist doch alles noch gut, und das macht die Bude auch gemütlicher.“ Auch viele persönliche Erinnerungstücke schmücken den Raum. Anhand alter Fotos erzählt er von seiner Familie, seinem Wehrdienst, seiner Arbeit als Bordellchef und als Kinderpfleger. Aber am liebsten denkt er zurück an Paris und an unzählige Open Air-Festivals. „Wenn ich wieder bei Null anfangen müsste, würde ich alles genauso machen. Meinen Spaß habe ich gehabt.“

Das Haus am Dobben ist keine Einrichtung der Ersthilfe für suchterkrankte oder obdachlose Menschen – es will seine BewohnerInnen zurück in ein strukturiertes Leben bringen. Für einige ist es ▶



Constanze Daum organisiert Koch- und Spieleabende oder Ausflüge. Nicht immer sind die BewohnerInnen motiviert mitzumachen.

gleichwohl die Endstation. Und in den seltensten Fällen melden sich die Menschen selbst, um einen der 30 Plätze zu bekommen. Meistens sind es die Freunde oder andere Hilfeinrichtungen, die ihnen einen Platz vermitteln. Die Finanzierung läuft dann in den meisten Fällen über das Amt oder die Pflegekassen; einige BewohnerInnen haben eine bescheidene Rente, die aber bei Weitem nicht ausreicht. Momentan leben zwei Selbstzahler im Haus am Dobben, der eine hat eine gute Rente, der andere geerbt.

Thomas Kunze* kam 2016 hierher, nach längerer Wartezeit. „Massive Probleme mit Alkohol und Heroin“ brachten ihn damals ins Krankenhaus, erzählt er, und dass er seit vergangenem Juli clean sei. „Früher habe ich hektoliterweise Alkohol in mich reingesoffen. Mir war schon klar, dass ich das gesundheitlich nicht darf.“ Auf „wundersame Weise“ bekam er dann aber die Kurve, sagt Kunze, und das Substitut habe auch „voll eingeschlagen“. Momentan hat er aber noch Angst, ganz darauf zu verzichten und Zeiten komplett ohne Drogenkonsum hatte er mit seinen 59 Jahren nach eigenen Worten „schon lange nicht mehr“. Die ersten zwei Jahre im Heim bemühte er sich, seine Zeit allein zu verbringen, und konzentrierte sich auf den Konsum. Sein Schachbrett, eines der wenigen persön-

lichen Dinge in seinem Zimmer, habe er noch nie benutzt. Mit dem Bruch mit Heroin und Alkohol begann er aber, wieder einen klaren Kopf zu bekommen. „Der Groschen fiel“, sagt er, mittlerweile seien ihm soziale Beziehungen das Wichtigste. Heute ist Kunze im Haus am Dobben „hochzufrieden“. Manchmal schämt er sich sogar, weil es ihm hier so gut gehe. Zumal er denkt, dass er wohl auch noch alleine zurechtkäme: „Ich bin ja erst 59 und mittlerweile geht es mir wieder gut.“

Die mitunter langen Wartelisten zeigen, dass das Haus am Dobben mit seinem Konzept gut angenommen wird. Nicht selten kommen die BewohnerInnen über Umwege aus anderen Heimen, aus denen sie „rausgeflogen sind wie aus Schulklassen“, wie Hanno Kaja erzählt, der seit sechs Jahren als Pflegekraft im Haus am Dobben arbeitet. Es sollte viel mehr Einrichtungen geben wie diese, sagt er, angesiedelt zwischen Altenheim und Psychiatrie: „In jedem Altenheim gibt es einige Menschen, die da nicht reinpassen.“ Kaja hat früher in einer Residenz für gut betuchte SeniorInnen gearbeitet. „Das ist ein krasser Gegensatz“, sagt er und lacht. „Dort war ich wie eine Hotelfachkraft. Hier kann ich mit den Wohnenden offen umgehen und auch mal deutlich sagen, wenn etwas nicht klargeht.“ Kaja fühlt sich im Haus am Dobben deutlich

Manch ein Bewohner hier ist aus anderen Heimen „rausgeflogen wie aus Schulklassen“

wohler als in der Seniorenresidenz. „Aber die Arbeit hier ist sicherlich nicht einfacher: Das Aufgabenspektrum ist komplexer und es ist schwieriger, die Menschen zu erreichen. Du willst den Leuten helfen – aber die sind häufig auf einem ganz anderen Stern.“

Früher war die Einrichtung noch ein normales Altenheim. Doch 2007 beschloss die damalige Einrichtungsleitung, nur noch Menschen mit „besonderen sozialen Hintergründen“ aufzunehmen. Das führte bald zu Problemen: Es bildeten sich Fronten zwischen den pflegebedürftigen SeniorInnen, die schon länger dort lebten, und den neuen BewohnerInnen. Eine, die schon damals im Haus am Dobben gearbeitet hat, ist Constanze Daum. Die MitarbeiterInnen seien damals allein gelassen und ohne Fortbildung ins kalte Wasser geworfen worden, erinnert sie sich. „Das neue Arbeitsumfeld führte ohne Weiterbildung aber schnell an die Belastungsgrenze.“ Inzwischen ist Daum die Leiterin des hauseigenen Sozialdienstes und dafür zuständig, den BewohnerInnen Beschäftigungen anzubieten, um sie aus dem Alltag herauszuholen. Sie organisiert Koch- und Spielabende, Ausflüge in Museen, zum Freimarkt oder auf den Weihnachtsmarkt. Nicht immer sind die Leute motiviert, an solchen Aktivitäten auch teilzunehmen: „Für viele steht der Konsum an erster Stelle, danach kommt eventuell noch Essen, der Rest ist vielen egal“, sagt Daum.

Elisabeth Meyer* ist eine von nur zwei Frauen, die im Haus am Dobben leben, und das schon seit zehn Jahren. In ihrer Jugend floh sie aus ihrem Elternhaus in Walle. Per Anhalter führte ihr Weg sie über die Schweiz, Österreich und Norditalien bis ins frühere Jugoslawien. Sie verbrachte viele Nächte auf der Straße oder bei Menschen, die sie auf dem Weg kennenlernte. Besonders gern erinnert sie sich an einen Künstler, bei dem sie eine Woche leben durfte. Wenn möglich, suchte sie Notunterkünfte und Hilfeinrichtungen für obdachlose Menschen auf. In Österreich hat ihr mal jemand ein Ticket zurück nach Bremen besorgt. „Das wollte ich aber nicht, der Freiheitsgedanke war zu groß“, sagt sie. Also verschwand sie wieder.

Mit der Zeit machte sich bei ihr eine schizo-phrene Psychose bemerkbar und sie musste in eine

Psychiatrie. Aber auch da hielt sie es nicht länger als ein halbes Jahr aus. Zurück in Bremen, kam sie erst im Frauenhaus unter, bis sie dann in das Haus am Dobben wechselte. Auch hier habe sie anfangs Flucht Tendenzen gehabt, aber mittlerweile fühle sie sich hier wohl, sagt Meyer. „Ich habe mein eigenes Zimmer, die Lage ist super und ich bekomme auch nach Mitternacht noch meine Zigaretten.“ Viel mehr Wünsche hat sie momentan nicht.

Sie schätzt die Möglichkeiten, die hier im Haus geboten werden, um den eigenen Alltag zu strukturieren, und besonders freut sie sich auf die monatlichen Kochabende. Abgesehen vom Essen besteht ihr Tag aus gelegentlichem Einkaufen, vielen Musikvideos und etwas Schnorren, erzählt sie. Außerdem muss sie regelmäßig zum Psychiater: „Meine Psychosen sind zwar lange her, dass bessert sich stetig, aber Medikamente brauche ich trotzdem noch.“

Zwar sieht sie sich als Einzelgängerin. Trotzdem ist sie manchmal einsam. Ihre beiden besten Freundinnen sind schon gestorben, genauso wie ein Kumpel, der bis vor Kurzem auch im Haus am Dobben wohnte. Mit den anderen BewohnerInnen kommt sie zwar klar – „ich werde von allen respektiert“ – Freundschaften hat sie hier aber derzeit keine. „Dabei trinkt sich Bier zu zweit einfach besser, das schmeckt gleich ganz anders.“ Momentan trinkt sie ihr Bier meist allein. Immerhin leisten allerlei Bücher ihr Gesellschaft, vor allem Thriller: Die Fensterbank steht voll. „In diesem Jahr lese ich die alle“, verspricht sie. Und lächelt.

* Name von der Redaktion geändert



Gunnar Bantz studiert Politikwissenschaft und wünscht sich mehr Einrichtungen dieser Art.



Ann-Kathrin Just ist freie Fotografin und hat sich mit Elisabeth Meyer gut unterhalten.